

Zum Geleit

Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein!

Nach dem Ende der Königsteiner Anstalten, dem „Vaterhaus der Vertriebenen“ besteht nun unser Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien seit fast vierzehn Jahren in Nidda und jetzt in Ockstadt. Wir – und damit spreche ich für den Vorstand und die Mitarbeiter – haben den Namen Königstein für das Haus in Nidda und auch in Ockstadt gewählt, weil für viele Vertriebene, nicht nur für Deutsche, sondern auch für die östlichen Nachbarvölker Königstein ein Stück Heimat war. Deshalb habe ich mich immer gefreut, wenn ich bei Besuchen und Gesprächen im Haus Königstein hörte, wie gerne die Besucher kamen, von einer sudeten-deutschen Oase sprachen oder die Diskussionen bei den Tagen der offenen Tür mit Aussagen charakterisierten wie: „So stelle ich mir echte Erwachsenenbildung vor.“

Das habe ich auch wieder gespürt, als die Helfer des Umzugs am 7. Januar in Ockstadt waren, wir den gelungenen Umzug besprachen und auf die Zeit in Königstein zurückblickten. Viele unserer ehrenamtlichen Helfer kennen Königstein, wo heute das Denkmal auf dem Pater Werenfried-Platz an die drei Kirchenväter Königsteins erinnert: Bischof Maximilian Kaller, Weihbischof Adolf Kindermann und den fast legendären Speckpater Werenfried van Straaten. Alle drei haben uns auch heute viel zu sagen: Kaller als erster Vertriebenenbischof, Kindermann als Vater der Vertriebenen, wie ihn Kardinal Frings nannte, und Pater Werenfried, der Holländer im belgischen Kloster Tongerlo, der den vertriebenen Deutschen aus dem Osten half. Man muss sich vor Augen halten, was das damals bedeutete, als der Pater vor Weihnachten 1947 zur Hilfe in Deutschland aufrief und so den Hass auf die Deutschen überwand, die Okkupanten seiner Heimat gewesen waren. Am 17. März 1948 schlossen noch die Benelux-Staaten mit Frankreich und Großbritannien den Brüsseler Beistandspakt, der in seiner Präambel und seinen Zusatzprotokollen von einer Prävention gegen deutsche Aggressionen ausgeht. Niederländische Zeitungen schrieben damals gegen Pater Werenfried und fragten: „Hat der Pater ein so kurzes Gedächtnis, dass er vergessen hat, wie Rotterdam zerbombt wurde?“ Der Speckpater half uns Deutschen trotzdem und ermöglichte Versöhnung.

Angesichts der heutigen weltpolitischen Lage mit Kriegen und Flüchtlingen, die im Mittelmeer ertrinken, sind auch manche Rufe von Königstein erwähnenswert. So sprach 1951 der Münchner Volksbote vom Ruf von Königstein, als der tschechische General Lev Prachala nach dem Wies-

badener Abkommen in Königstein weitere Fundamente deutsch-tschechischer Aussöhnung legte.

Als Dozent der Hochschule in Königstein durfte ich nicht nur den Studenten Ökumenische Theologie und Ostkirchenkunde lehren, sondern auch als Zeitzeuge manches erleben, zum Beispiel die ostdeutschen und internationalen Theologietagungen, die Kongresse *Kirche in Not* und viele ausländische Besucher. Wie europäisch Prälat Kindermann dachte, ersehen wir daraus, dass er den bekannten Fachmann für die europäischen Minderheiten, Theodor Weiter, regelmäßig als Gastprofessor gewann und Weiter durch seine Vorlesungen Herrn Grulich als Student so prägte, dass dieser nach seinem Studium als Jüngster in das Gründungskuratorium des INTEREGG (Internationales Institut für Nationalitätenrecht und Regionalismus) in München berufen wurde und er auf der sudetendeutschen Bildungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen mit Dr. Ortfried Kotzian 1977 den Arbeitskreis für Minderheiten und Volksgruppenfragen gründete, der immer noch aktiv ist. Beide Gründer wurden am 2. Februar dieses Jahres auf dem Heiligenhof geehrt. Einiges, was ich mit kurzen Worten andeutete, lebt auch in diesem Heft mit den Beiträgen auf und wird in den nächsten Ausgaben weitergeführt werden.

Die Thematik der Arbeit des Instituts ruht auf drei Säulen:

1. Die Beschäftigung mit der Kirchen-, Kultur- und Geistesgeschichte der böhmischen Länder.
2. Die Jahrhunderte alte Zugehörigkeit zur österreichischen Donaumonarchie mit vielen Sprachen und Nationalitäten macht auch die Geschichte des Habsburgerreiches zum Thema unserer Arbeit, denn viele Männer und Frauen unserer Heimat waren als Politiker und Schriftsteller, Menschen der Kirche und Kunst als k. u. k. Bürger tätig.
3. Die leidvolle Tragik der Vertreibung stellt uns die Aufgabe, für Menschenrechte einzutreten und gegen jede Vertreibung zu kämpfen.

Stellen wir uns diesen Aufgaben! Auch 75 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg sind sie nicht gelöst. Ich schreibe diese Zeilen am 14. Februar, dem 150. Geburtstag von Ludwig Czech, einem der drei ersten sudetendeutschen Minister in der Prager Regierung 1927. In der Not der Weltwirtschaftskrise war er der Vater der Czechkarte. Als Sudetendeutscher starb er 1941 im Lager Theresienstadt.

Ich wünsche Ihnen allen ein gesegnetes Osterfest und bitte Sie weiterhin um Ihre Unterstützung für unsere gemeinsame Arbeit.

Ihr



Adolf Hampel
2. Vorsitzender

Wird die Mariensäule am Altstädter Ring wiedererstehen?

Nur wenige Touristen auf dem Prager Altstädter Ring wissen noch, dass dort seit 1650 bis 1918 eine barocke Mariensäule stand; drei Jahre sogar neben dem Hus-Denkmal, das im Ersten Weltkrieg 1915 zum 500. Todestag des böhmischen Reformators errichtet wurde. Nur sechs Tage nach der Ausrufung der Tschechoslowakischen Republik am 28. Oktober 1918 wurde am 3. November die Mariensäule gestürzt, als „Wiedergutmachung für die Schlacht am Weißen Berg“ am 8. November 1620. Nur wenige Bruchstücke der Säule sind erhalten; etliche Teile liegen in der nahen Moldau. Erst 1990, also nach der Samtenen Revolution, wurde eine „Gesellschaft für die Wiedererrichtung der Mariensäule“ gegründet. Am 75. Jahrestag des Sturzes der Säule ließ diese Gesellschaft am 3. November 1993 auf dem Pflaster des Altstädter Rings eine Platte anbringen: „Hier stand die Mariensäule und sie wird wiedererstehen.“ Der Prager Magistrat ließ die Worte „... und sie wird wiedererstehen“, tilgen. Der tschechische Bildhauer Petr Váňa arbeitete aber seitdem an einer Wiederherstellung bzw. einer Kopie der Säule, doch der Prager Stadtrat sprach sich 2017 gegen die Wiedererrichtung aus. Als Váňa im Mai 2019 mit der Wiedererrichtung beginnen wollte, schritt die Polizei dagegen ein. Nun kam aus Prag die überraschende Meldung, dass der Magistrat seine Erlaubnis für die Wiedererrichtung gegeben habe.

Beide Denkmäler, die Marienstatue und das Hus-Denkmal, spalten bis heute die Bevölkerung Böhmens und ganz Tschechiens. Kaiser Ferdinand III. hatte 1648 die Errichtung von Mariensäulen in Wien und Prag als Dank für die Errettung Prags vor den Schweden gelobt. Damals standen die Schweden bereits auf der Kleinseite von Prag, aber kaiserliche Soldaten, Bürger, Kleriker und Studenten hatten tapfer auf der Karlsbrücke gekämpft, so dass die Schweden die Altstadt nicht erobern konnten. Bereits 1650 wurde die von dem Bildhauer Johann Georg Bendl geschaffene Säule auf dem Altstädter Ring aufgestellt. Sie ist für viele Tschechen bis heute das Symbol der Gegenreformation und der Habsburgerherrschaft nach dem Sieg am Weißen Berg, weil dort 1621 die Rädelsführer des Aufstandes von 1618 hingerichtet wurden. Seit dem Roman von Alois Jirásek „Temno“ (Dunkelheit) ist der Mythos immer noch lebendig, dass sich Dunkelheit und Finsternis nach der Schlacht am Weißen Berg über die böhmischen Länder bis 1918 ausgebreitet habe. Die Mariensäule galt aber nicht nur als Zeichen der Gegenreformation und der Herrschaft Habsburgs, sondern auch des Endes der böhmischen Staatlichkeit.

Wie durch drei Jahrzehnte seit 1990 die Wiedererrichtung der Mariensäule umstritten ist, gab es vor dem Ersten Weltkrieg über Jahrzehnte Auseinandersetzungen um die Errichtung des Hus-Denkmal. Bereits 1890 entstand ein Verein für den Bau eines Denkmals für Magister Jan Hus, das der Stadtrat für den Kleinen Ring in der Altstadt genehmigte; andere Vorschläge wurden für den Wenzelsplatz gemacht, auch für den Platz vor der Bethlehemskirche, wo Jan Hus gepredigt hatte. 1896 wurde der Altstädter Ring als Standort vorgeschlagen, nachdem für den Wenzelsplatz bereits das Wenzelsdenkmal geplant war. Die katholische Kirche protestierte heftig gegen den Plan, Hus mit einem Denkmal zu würdigen. Bereits im Jahr 1889 führte die Frage, ob unter 72 tschechischen Persönlichkeiten auch für Hus eine Gedenktafel am Prager Nationalmuseum vorzusehen sei, zum Eklat im böhmischen Landtag. Fürst Karl IV. von Schwarzenberg hatte die Hussiten „eine Bande von Räubern und Brandstiftern“ genannt.

Noch mehr als die Auseinandersetzungen um das Hus-Denkmal vergiftete am Ende des Ersten Weltkriegs durch den Zerfall Österreich-Ungarns auch die Zerstörung der Mariensäule die politische, nationale und konfessionelle Atmosphäre in der neuen Republik. Der Sturz der Mariensäule war nur der Anfang. Die Führung des neuen Staates unter Präsident Thomas Masaryk und Außenminister Edvard Beneš war antikatholisch eingestellt. Die zu über neunzig Prozent katholischen Sudetendeutschen waren trotz der Aussagen des amerikanischen Präsidenten Wilson vom Selbstbestimmungsrecht der Völker ausgeschlossen, obwohl es in der ČSR mehr Deutsche gab als Slowaken. Die deutschen Erzbischöfe von Prag und Olmütz mussten damals *freiwillig* zurücktreten, deutsche Ordensleute aus Prag mussten das Land verlassen wie die Benediktiner in Emmaus oder die Benediktinerinnen von St. Gabriel. Diese Schwestern waren so zahlreich, dass sie 1904 mit zwölf Schwestern das Hildegard-Kloster in Eibingen bei Bingen am Rhein besiedeln konnten. Die in Prag verbliebenen Schwestern gingen 1919 in die Steiermark, die Mönche aus Emmaus nach Grüssau in Schlesien und nach Neresheim in Württemberg.

Tschechischer Nationalismus hatte auch den Klerus erfasst und führte zum Abfall von Rom, als im Januar 1920 eine „Tschechoslowakische Kirche“ gegründet wurde, die einen eigenen Patriarchen wählte und sich erst 1971 den neuen Namen „Tschechoslowakische Hussitische Kirche“ gab. Diese neue Kirche brach mit Rom und verzichtete auf den Zölibat. Als sie auch auf die Apostolische Sukzession verzichtete, unterstellten sich genügend Priester, die bis 1920 katholisch waren, 1923 dem serbischen Patriarchen, der aus ihren Reihen einen Bischof für eine tschechische orthodoxe Kirche weihte, der Moskau 1951 die Autokephalie gab. Als 1925 die Prager Regierung den Todestag

von Hus zum Feiertag erklärte, zog der Vatikan den Nuntius ab. Die Schaffung der Nationalkirche 1920 war der größte Schlag für Rom seit der Reformation. Zwei Millionen Tschechen verließen damals die katholische Kirche. Nur eine Hälfte davon schloss sich der Nationalkirche an, die andere Hälfte wurde religionslos. Bei den Tschechen sank dadurch in der Zwischenkriegszeit der Anteil der Katholiken auf 70 %, bei den Sudetendeutschen blieb er trotz einer Los-von-Rom-Bewegung bei 90 %.

Bis heute gibt es unterschiedliche Meinungen über die Zerstörung der Mariensäule: War es eine organisierte antikatholische Aktion oder war es ein spontaner vandalistischer Akt einer aufgehetzten Masse, die man nur mit Mühe hindern konnte, auch alle Heiligenfiguren auf der Karlsbrücke in die Moldau zu werfen? Noch heute ist auch der Ökumenische Rat der Kirchen in Tschechien hinsichtlich der Wiedererrichtung der Säule gespalten. Der Senior der Kirche der Böhmisches Brüder stellte fest: „Es gibt Kirchen, die darin überhaupt kein Problem sehen, und es gibt Kirchen, für die es aus tiefstem Herzen unvorstellbar ist.“ In der Debatte um die Mariensäule mischen sich bis heute politische und historische Argumente mit religiösen Empfindungen, weil die Religion in den böhmischen Ländern wegen der Nähe der katholischen Kirche zur Habsburg-Monarchie politisch gesehen wurde. Daraus ist auch die Tatsache zu verstehen, dass sich nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung im 21. Jahrhundert nur noch elf Prozent der Bevölkerung in Tschechien zu einer Konfession bekennen.

Die neuen Teile der Mariensäule warten nun am Moldauufer auf ihre Aufstellung.

Über den Ablauf der Zerstörung hört man unterschiedliche Berichte in Prag. Nach über 100 Jahren gibt es keine Zeitzeugen mehr. Gegen eine „spontane“ Reaktion der Volksmasse spricht die sorgfältig vorbereitete Organisation, denn Feuerwehr stand bereit und bot dem „Volkszorn“ die nötige technische Hilfe. Eine junge Sportlerin erstieg die Säule und legte der Madonna eine vorbereitete feste Schlinge mit einem langen Strick um den Hals, mit dem die Säule umgerissen wurde. Versuche, das zu verhindern, wurden buchstäblich niedergeschlagen. Über die Zerstörung des Mariendenkmals, bei dem ein Vierteljahrtausend Andachten und Prozessionen stattgefunden hatten, werden heute schon Legenden erzählt: Die Frau, die auf die Säule kletterte, sei Milada Horáková gewesen. Nach ihr wurde in Prag eine Straße benannt, denn sie war die erste Frau, die 1950 von den Kommunisten hingerichtet wurde. Mit einem Strick um den Hals.

Rudolf Grulich



Auf einem der linken Nebentäpfe in der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' Anima in Rom sind der heilige Johannes Nepomuk und Johannes Sarkander zu sehen. Sarkander wurde erst im Jahre 1860 seliggesprochen. Beide Märtyrer galten damals als deutsche Heilige.

Vor 400 Jahren starb der hl. Johannes Sarkander

Im Zeitalter der Ökumene hat es auch Stimmen des Widerspruchs gegen die Heiligsprechung dieses Mannes gegeben. Das geschah aber immer wieder im 20. Jahrhundert, wenn die Kirche von Rom Menschen zur Ehre der Altäre erhob, die im Zeitalter der Glaubenskriege für ihre Überzeugung starben. Es sei an Fidelis von Sigmaringen erinnert oder an Pfarrer Liborius Wagner, dessen 400. Geburtstag die Diözese Würzburg im Jahre 1993 beging.

Die Verehrung, die Johannes Sarkander seit seinem Tode entgegengebracht wurde, und seine Persönlichkeit verpflichten uns, diesen großen Schlesier der Vergessenheit zu entreißen.

Im Jahre 1995 hat der verstorbene und inzwischen heiliggesprochene Papst Johannes Paul II. den Märtyrer Johannes Sarkander in Olmütz heiliggesprochen, der oft zusammen mit dem heiligen Johannes Nepomuk dargestellt ist.

Den heiligen Johannes Nepomuk, der auch in Deutschland auf vielen Brücken steht, kennt jeder. Aber Johannes Sarkander?

Obwohl der Papst 1995 eigens nach Olmütz kam, um Sarkander zusammen mit der seligen Zdislava heiligzusprechen, ist er ein weithin unbekannter Heiliger geblieben, sozusagen eines der „böhmischen Dörfer“ im Heiligenkalender. In Mähren wurde er aber schon vor seiner Seligsprechung sehr verehrt: Es gibt Andachtsbilder, die Sarkander mit Johannes Nepomuk im Kreise anderer Heiliger zeigen, die Johannes heißen: Johannes der Täufer, der Evangelist, Johannes Chrysostomus und Johannes von Damaskus. Schon vor seiner Seligsprechung ist dabei auch der „Ehrwürdige Johannes Sarkander“ abgebildet. Seine Verehrung, besonders in Mähren, bezeugt nicht nur die Tatsache, dass sein Name bald auch als Taufname gebraucht wurde, sondern auch Kirchenlieder wie „Sarkander in der Marterpeinen“ oder „Großer Märtyrer der Wahrheit“ aus dem Katholischen Gebet- und Gesangbuch des Erzbischofs Friedrich Kardinal Fürstenberg von Olmütz.

Der deutsche Komponist und langjähriger Direktor des Sudeten-deutschen Musikinstituts in Regensburg, Widmar Hader, der auch Träger des *Großen Sudetendeutschen Kulturpreises* ist, hat Ende 1995 für seinen Freund Grulich „Variationen zum Sarkander-Lied“ komponiert, die 1996 in Klattau uraufgeführt wurden und auch bei Paneuropa-Tagen im Kloster Andechs zu hören waren.

Johannes Sarkander stammt aus dem schlesischen Skotschau, das heute in Polen liegt. Dort wurde er 1576 geboren. Bei der Familie seines älteren Bruders Paul lebte Johannes Sarkander nach dem

Tode seines Vaters in Freiberg bei Neutitschein (tschechisch Příbor). Als er sich 1597 an der Universität Olmütz einschrieb, hieß es: Johannes Sarkander, ein Mährer aus Freiberg (Priborensis Moravus). Er studierte Theologie in Olmütz und Graz, ließ sich aber erst 1609 zum Priester weihen. Seine Seelsorgestellen waren Jaktar bei Troppau, Charwath bei Olmütz, Boskowitz und Holleschau. 1619 machte er eine Wallfahrt nach Tschenstochau. Damals hatten die Protestanten in Brünn den katholischen Landeshauptmann Lobkowitz gestürzt und die Jesuiten vertrieben. Auch in Holleschau wurde ein protestantischer Pfarrer eingesetzt.

Kaiser Ferdinand II. hatte indessen nach dem böhmischen Aufstand von 1618 und dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges mit seinem Schwager König Sigismund III. Wasa von Polen Verhandlungen geführt und polnische Hilfstruppen angeworben. Solch ein Kosakentrupp von 4 000 Reitern zog

Anfang Februar 1620 über Schlesien und Mähren nach Wien, wobei die Soldaten überall auf dem Weg plünderten. Am 6. Februar näherten sich diese Kosaken auch Holleschau, von wo aus ihnen Sarkander mit dem Schlosskaplan und seinen Gläubigen in einer feierlichen Prozession in Richtung Hullein entgegenzog. Johannes Sarkander trug an der Spitze der Prozession eine Monstranz mit dem Allerheiligsten. Als die polnischen Soldaten die Prozession und den Priester mit der Monstranz sahen, stiegen sie von den Pferden und knieten nieder. Sie umritten dann Holleschau und sprengten bis Wien durch.

Dieses Ereignis wurde Sarkander von den Protestanten zum Vorwurf gemacht, er habe mit den Kosaken im Einverständnis gestanden, ja er habe sie bei seiner Reise nach Tschenstochau sogar angeworben. Deshalb sei nur Holleschau von ihnen verschont geblieben, er sei aber



Das Bild des Heiligen stammt von Zdirad J. Čech.

schuld an den Plünderungen, die anderenorts durch die polnischen Truppen in Mähren stattgefunden hatten.

Sarkander sah die drohende Gefahr hinter diesen Beschuldigungen und floh. Er wurde jedoch nach verschiedenen Verstecken in Scheunen und einer Totenkammer auf dem Friedhof sowie nach einem Aufenthalt auf Schloss Tobitschau festgenommen und nach Olmütz gebracht. Hier wurde er beim Verhör mehrfach gefoltert, damit er aussage, er habe die Kosaken geholt. Während der Haft und der Folter war auch der evangelische „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz in Olmütz. Die Methoden der mehrtägigen Folterungen wurden protokolliert.

Am 17. März 1620 starb Johannes Sarkander an den Folgen der Folter. Er war erst 43 Jahre alt.

Sehr bald setzte seine Verehrung ein, denn schon während seiner letzten Lebensstage sahen die Olmützer Katholiken in Sarkander einen Märtyrer. Sein Beispiel und sein Glaubensmut übertrugen sich auf sie, so dass sie ihn im Gefängnis aufsuchten und um seinen Leichnam mit den Behörden kämpften. Auf seinem Grabstein, der heute in der Sarkander-Kapelle in Olmütz zu sehen ist, schrieben seine Brüder: „Dem hochwürdigen Herrn Johannes Sarkander aus Skotschau, Magister der Philosophie, Pfarrer von Holleschau, dem glorreichen Märtyrer Christi, dem geliebten Bruder. Bitte für die Brüder und alle Verwandten, seliger Märtyrer!“ Schon im Jahre seines Martyriums 1620 wurde über ihn in Spanien und Polen berichtet. In Krakau veröffentlichte bereits 1628 der Dominikaner Fabian Brkowsky eine Lobrede auf ihn, die mit einem Bild des Märtyrers versehen war und die der Prediger dem Bischof von Wilna, Eustachius Wollowitz, widmete. Der Dreißigjährige Krieg hinderte zunächst die Verbreitung seiner Verehrung, da von 1642 bis 1650 die Schweden Olmütz besetzt hielten. Doch schon 1661 wurde die ehemalige Folterkammer als Gedächtnisstätte ausgeschmückt und in den Jahren 1672/73 in eine Kapelle umgewandelt. Die *Sarkanderkapelle* ist heute noch am Ort seines Martyriums zu besuchen.

1860 erfolgte die Seligsprechung. Auf einem Seitenaltar der deutschen Nationalkirche Santa Maria Anima in Rom ist er mit Johannes Nepomuk dargestellt. Die Gesangbücher der Erzdiözese Olmütz und der Diözese Brünn enthielten Sarkanderlieder. In Königstein hat bereits 1960 das Sudetendeutsche Priesterwerk durch das Buch *Der selige Johannes Sarkander* von Josef Matzke wieder auf den Heiligen aufmerksam gemacht. Matzke war der letzte deutsche Domherr in Olmütz und hat wertvolle Publikationen über die kulturelle Hauptstadt Mährens verfasst.

Die Heiligsprechung und der Papstbesuch war für Tschechien ein großes Ereignis. Der Weihbischof von Olmütz Josef Hrdlička schrieb ein Danklied über den Heiligen, was auch andere tschechische Dichter

taten wie Ivan Slavik, P. Franz Trtilek und Jan Dokuhil. Im Kancional Nr. 838 ist eine elfte Strophe eines Liedes über die Landespatrone aufgenommen. Die beiden deutschen Lieder zu Ehren Sarkanders finden wir in einem Taschenbuch des Sudetendeutschen Priesterwerks *Heilige verbinden die Völker*. Auf Seite 54 bis 56 ist dort das Sarkanderlied, das in Kremsier zum dreihundertsten Jahrestage des Martertodes entstand und vom Sarkander-Jubiläums-Ausschuss gedruckt wurde.

Widmar Hader

Meditation

über das Sarkander-Lied (Kremsier 1918)

für Orgel

*Komponiert von einer dankbaren Seele
und Rudolf Grulich
in Erinnerung an die Fahrt 1995
von Olmütz nach Regensburg
am 8. Dezember 1995
herzlich zugeeignet*

von
Widmar Hader

Als Manuskript vervielfältigt
© Widmar Hader, Siegensteinstr. 2, D-93057 Regensburg

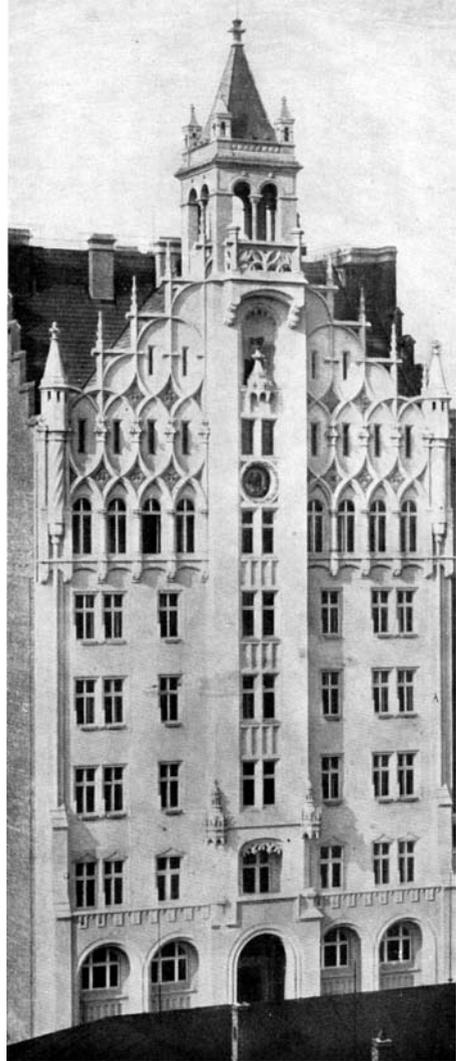
Die Notenblätter dieser Meditation können von Interessierten im Haus Königstein angefordert werden.

Bitte unterstützen Sie die Arbeit unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende! Auch wenn uns zahlreiche Helfer beim Umzug zur Seite standen, bringt der Umzug doch einige Kosten. Wir vertrauen auf Sie und bitten um Ihre Hilfe, um bald wieder in Friedberg weiterhin eine sudetendeutsche Oase in Oberhessen zu sein.

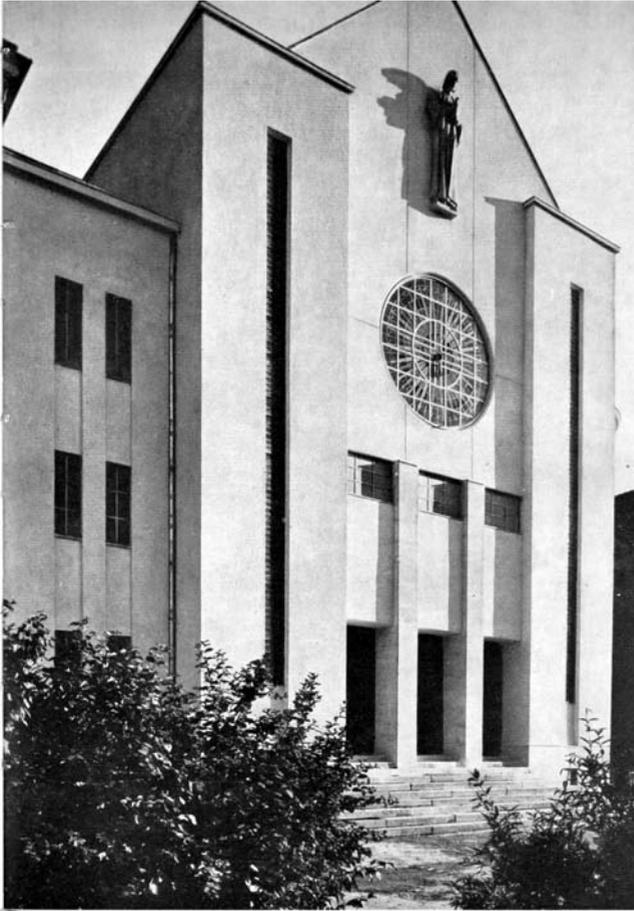
100 Jahre Tschechoslowakische Hussitische Kirche

1920 war nach dem Ersten Weltkrieg in Prag eine von Rom abgespaltene eigene Tschechoslowakische Kirche gegründet worden, die sich erst 1971 Tschechoslowakische Hussitische Kirche nannte und damit auch im Namen an die alte tschechische Tradition des Jan Hus anknüpfte. Die Kirche ist eine neohussitische Kirche, denn sie entstand aus der Reformbewegung der tschechischen katholischen Geistlichkeit, die sich seit dem 19. Jahrhundert gegenüber Rom immer wieder mit Vorschlägen zur Kirchenreform zu Wort meldete. Man verlangte vor allem die tschechische Sprache im Gottesdienst und den Kelch für die Laien.

Als im Oktober 1918 die alte Donaumonarchie zusammenbrach und in Prag die Tschechoslowakische Republik am 28. Oktober ausgerufen wurde, erklärte der aus der katholischen Kirche ausgetretene erste Präsident Thomas G. Masaryk, „mit Wien hat man abgerechnet, mit Rom wird man abrechnen“. Am 3. November 1918 wurde auf dem Altstädter Ring in Prag die Mariensäule als Symbol der Habsburgerherrschaft und der nach der Schlacht am Weißen Berg (1620) durchgeführten Gegenreformation gestürzt. Ein neugegründeter katholischer Priesterverband „Jednota“ forderte nun die Demokratisierung der Kirche, ein nationales tschechisches Patriarchat, die Volkssprache im Gottesdienst, den Kelch auch für die Laien und die Abschaffung des Zölibats.



*Sitz der Tschechoslowakischen
Hussitischen Kirche in Prag-Dejwitz*



*Gotteshaus
der Hussitischen
Kirche im mährischen
Prossnitz*

Einer nach Rom entsandten Delegation von tschechischen Priestern wurden nur sehr begrenzte Zusagen erteilt, wie die Erlaubnis, im Gottesdienst die Epistel und das Evangelium in der Volkssprache zu lesen.

Am 8. Januar 1920 kam es deshalb zum Bruch mit Rom, am 14. September desselben Jahres wurde die neue Kirche staatlich anerkannt. Ihr schlossen sich zahlreiche katholische Priester an.

Eine starke panslawische Tradition der Tschechen suchte zunächst eine Anlehnung an die serbische Orthodoxie, doch entwickelte sich die Kirche bald in Richtung eines liberalen Protestantismus mit stark presbyterianischer Verfassung. Der in Belgrad zum Bischof geweihte Gorazd wurde orthodox; die anderen Bischöfe und der erste Patriarch der neuen Kirche, Karel Farsky, wurden nicht mehr in apostolischer Sukzession geweiht.

In der *Vorläufigen Ordnung der Tschechoslowakischen Kirche* vom Jahre 1920 heißt es: „Die Tschechoslowakische Kirche wird gebildet von Anhängern der christlichen Religionsanschauung, die auf dem Grundsatz der Freiheit des Gewissens und der religiösen Überzeugung eines jeden einzelnen stehen und nach Verinnerlichung des religiösen Lebens im Geist brüderlicher Liebe streben. Die ideologische Grundlage der Tschechoslowakischen Kirche ist also das Evangelium Christi. Richtungsweisende Interpreten des Evangeliums bleiben in der Tschechoslowakischen Kirche nach den Aposteln die Slawenapostel Cyrill und Method, Magister Jan Hus und die Böhmisches Brüder im Sinne der heutigen Erfordernisse des Geistes.“

Ein Jahr später wurde es so formuliert: „Die Tschechoslowakische Kirche besteht aus Christen, die die Lehre Jesu Christi nach der Auslegung der sieben ersten allgemeinen Kirchenkonzile und des Nizänischen Glaubensbekenntnisses bekennen und sich nach der Tradition der Slawenapostel Cyrill und Method und des Magisters Jan Hus richten.“

Außerdem heißt es: „Die Tschechoslowakische Kirche ist eine allgemeine katholische Kirche im reinen Sinne des Wortes; Gottesdienstsprache ist die Muttersprache.“

Bei der Volkszählung des Jahres 1921 bekannten sich bereits 525 333 Staatsbürger der damaligen Tschechoslowakei zu dieser Kirche, davon 437 377 in Böhmen und 85 855 in Mähren-Schlesien. In der Slowakei waren es nur 1910 Personen, in der damals zur ČSR gehörenden Karpato-Ukraine nur 191. In Böhmen entsprach dies fast zehn Prozent der tschechischen Bevölkerung. Da sich weitere 724 000 Bürger der ersten Tschechoslowakischen Republik als religionslos betrachteten, ging zum Beispiel in Prag der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung von 92,6 auf 58,3 Prozent zurück.

Bis zur Volkszählung 1930 war die Gläubigenzahl der Tschechoslowakischen Kirche auf 793 385 angewachsen, bis 1947 auf eine Million. In 15 Städten betrug ihr Bevölkerungsanteil über zehn Prozent. Sowohl im Prager Frühling 1968 als auch bei der Samtenen Revolution im Jahre 1989 unterstützte die Tschechoslowakische Kirche die Reform- und Demokratiebestrebungen.

An ihrer Spitze steht ein Patriarch, der jeweils für sechs Jahre gewählt wird. Diözesen mit Bischöfen gibt es in Prag, Pilsen, Königgrätz, Olmütz, Ostrau und Brünn. Die Zahl der Gemeinden beträgt rund 300, die von über 200 Geistlichen betreut werden, von denen die Hälfte Frauen sind. Die Ausbildungsstätte für die Geistlichen ist die Hus-Fakultät in Prag, die neben der katholischen Cyrill und Method-Fakultät und der protestantischen Comenius-Fakultät eine der jetzt drei theologischen Fakultäten der alten Karls-Universität ist und auch Studiengänge für Orthodoxe und Altkatholiken anbietet.



Die deutsche evangelische Kirche in Karlsbad gehört heute der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche.

Die Villa Basilea daneben ist ein Gästehaus des hussitischen Bischofs von Pilsen.

Trotz des Zerfalls der ČSFR 1992 hat die Tschechoslowakische Kirche ihren Namen beibehalten, obwohl alle Gemeinden der Kirche bis auf eine in Preßburg in der Tschechischen Republik liegen. Dagegen hat die Tschechoslowakische Orthodoxe Kirche ihren Namen geändert und heißt heute „Orthodoxe Kirche in den böhmischen Ländern und in der Slowakei“.

Diese orthodoxe Kirche ist ebenfalls jungen Datums und entstand fast parallel zur Tschechoslowakischen Kirche. Aber bereits im Jahre 1451 kam ein tschechischer Priester nach Konstantinopel, um dem dortigen Ökumenischen Patriarchen die Lehren der Hussiten zu erklären und drückte dabei den Wunsch nach Vereinigung der Hussiten mit der orthodoxen Kirche aus. Die Lehre der Hussiten wurde damals vom Patriarchen als „gesund und für die Kirche annehmbar“ angenommen, und es kam 1452 zu einem Briefwechsel über eine Union, die aber durch den Fall Konstantinopels 1453 in die Hände der Türken nicht verwirklicht wurde.

Während es im 19. Jahrhundert in Böhmen und Mähren aus panslawistischen Motiven nur zum Einzelübertritt von Tschechen zur Orthodoxie kam, bildete sich nach der Entstehung der tschechoslowakischen Nationalkirche eine orthodoxe Kirche in der Tschechoslo-

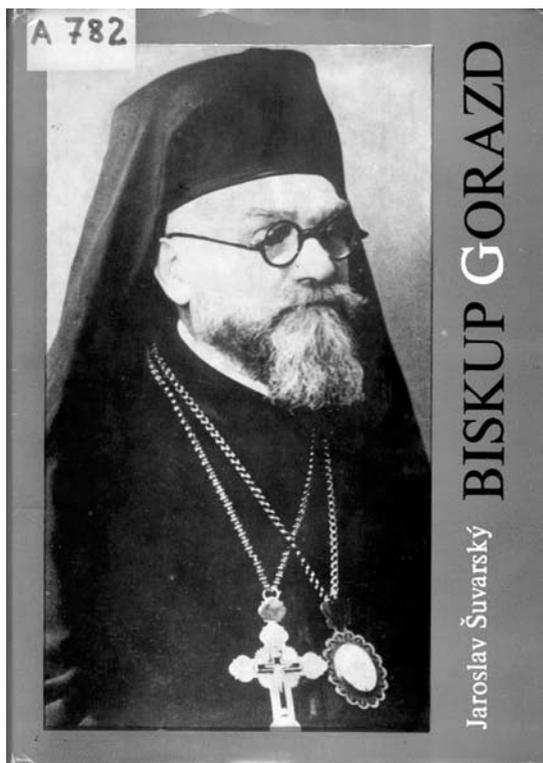
wakei, die dem Serbischen Patriarchen von Belgrad unterstellt wurde. Ihr schlossen sich Priester und Gläubige an, die mit der liberalen, fast pantheistischen Richtung der Tschechoslowakischen Kirche unzufrieden waren und eine Apostolische Sukzession der Bischöfe wollten. Die Kirche umfasste in der Zeit zwischen beiden Weltkriegen 22 000 Gläubige in Böhmen und Mähren, während die Zahl der Orthodoxen, in der damals zur Tschechoslowakei gehörenden Karpato-Ukraine im Jahre 1930, bei 110 000 lag. Der erste Bischof der orthodoxen Kirche, Gorazd, wurde 1942 in Zusammenhang mit dem Heydrich-Attentat hingerichtet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg musste die Karpato-Ukraine an die Sowjetunion abgetreten werden. Dadurch sank die Zahl der Orthodoxen in der Tschechoslowakei. Sie wurde aber wieder vermehrt durch die Repatriierung von 20 000 orthodoxen Wolhynien-Tschechen aus der UdSSR und durch die Aufhebung der Union von Užhorod, wodurch die mit Rom Unierten in der Slowakei (wie in der Ukraine) mit Gewalt der orthodoxen Kirche einverleibt wurden. Die Jurisdiktion der serbischen Kirche wurde damals durch die des Moskauer Patriarchats ersetzt, das der Orthodoxen Kirche in der Tschechoslowakei 1951 die Autokephalie d. h. die kirchliche Selbständigkeit innerhalb der orthodoxen Schwesternkirchen gewährte. Konstantinopel billigte den Orthodoxen der ČSR nur die Autonomie zu. Bis zur Wiederzulassung der Unierten im Zuge des Prager Frühlings gab die orthodoxe Kirche die Zahl ihrer Angehörigen mit 400 000 Gläubigen in vier Diözesen an: Prag, Olmütz-Brünn, Preschau (Prešov) und Michajlovce in der Slowakei.

Heute zählt sie nur noch einige Zehntausend Gläubige. Die Metropolitankirche ist in Prag (Prag 2; Resslova ul. 9), die Verwaltung ebenso (Prag 1; V Jamě 6). Die Theologische Fakultät hat ihren Sitz in Preschau. Als Publikationen erscheinen zehn Mal jährlich „Hlas pravoslavi“ (Stimme der Orthodoxie) und ein orthodoxer Kalender sowie liturgische und theologische Bücher.

Erst 1998 erkannte auch das Ökumenische Patriarchat in Konstantinopel die Autokephalie der Orthodoxen Kirche der Böhmisches Länder und der Slowakei an.

Die Ereignisse bei der Zerschlagung des Prager Frühlings 1968 und die daraus resultierende Animosität der Tschechen gegen alles Russische haben der Kirche schwer geschadet. Schon im Februar 1973 schrieb der Redakteur der Zeitschrift „Hlas pravoslavi“, Dr. J. Novak: „So verliert die tschechische Orthodoxie allmählich eine Gemeinde nach der anderen, weil sie zu hause noch immer nicht verwurzelt ist. Die Kirche stirbt einfach aus. Den geistlichen Mitarbeitern ist es nicht gelungen, die geistliche Tradition des Ostens auf westslawischen Stamm aufzupfropfen.“



Bischof Gorazd wurde als Matěj Pavlík 1879 geboren und war als katholischer Seelsorger nach seiner Primiz 1902 in verschiedenen Funktionen tätig. 1918 schloss er sich der Priestervereinigung Jednota an und wurde 1920 als Mitglied der neuen Tschechoslowakischen Kirche exkommuniziert.

Ein Jahr später wurde er zum orthodoxen Bischof geweiht. Er führte seine Kirche bis 1942. Nach dem Attentat auf Heydrich wurde er hingerichtet und die Orthodoxe Kirche verboten.

Noch geringer als die Zahl der Orthodoxen ist die Zahl der Gläubigen der alt-katholischen Kirche. Sie war bis zur Vertreibung der Deutschen fast ausschließlich deutsch geprägt, aber ihre Bischöfe waren Tschechen. Dem „Vater des Altkatholizismus“ in Böhmen, Anton Nittel, verweigerte die Regierung seine Anerkennung als Bischof, daher wählten Priester und Gläubige Amand Czech zum Bischof, der ebenfalls nicht anerkannt wurde, sondern nur als Bistumsverweser fungierte. Er starb 1922. Er war der Bruder des tschechischen Dichters Svatopluk Čech, nach dem eine Moldaubrücke in Prag benannt ist. Sein Nachfolger Alois Pašek, ebenfalls Tscheche, erhielt 1924 die Bischofsweihe. Er starb 1946 in Warnsdorf und hatte sich bemüht, seine Kirche zu einer tschechischen Kirche umzuformen. Die altkatholische Kirche in Böhmen und Mähren entstand nach dem Ersten Vatikanischen Konzil, als auch in Österreich (zu dem ja bis 1918 Böhmen und Mähren gehörten) von manchen Theologen das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes abgelehnt wurde. Seit 1897 war Warnsdorf in Nordböhmen Sitz des altkatholischen Bischofs, der bis Ende des Ersten Weltkriegs für ganz Österreich zuständig war. Nach der Volkszählung vom Jahre 1930 waren in der ČSR von 22 712 Altka-

tholiken 21 301 Deutsche und 1346 Tschechen. Da Warnsdorf im sudetendeutschen Gebiet lag, wurde die altkatholische Kirche durch die Vertreibung der Sudetendeutschen hart getroffen, so dass sie nur noch über wenige Kirchen in Warnsdorf, Gablonz, Dessendorf, Brünn, Mähr.-Schönberg, Rothwasser und Prag verfügt.

In der Hauptstadt gibt es eine Pfarrkirche in der Konvikts-gasse und zwei weitere Kapellen. Gottesdienste sind am Sonntag in der Rotunde der hl. Maria Magdalena am Moldauufer unterhalb des Letna-Berges bei der Svatopluk-Čech-Brücke.

Ein Jahrhundert nach dem Ersten Weltkrieg ist für uns eine Analyse der kirchlichen Ereignisse von 1920 lehrreich. Im Gegensatz zur 1923 entstandenen orthodoxen Kirche der damaligen Tschechoslowakei haben sich die „Reformer“ aus den Reihen der Tschechoslowakischen Kirche und der Altkatholiken weit von katholischer Glaubens-tradition entfernt. Die Altkatholiken wollten 1871 katholisch sein und nur das neue Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen. Doch die Erosion der Katholizität setzte sich von Jahrzehnt zu Jahr-zehnt fort, von der Abschaffung des Lateins im Gottesdienst über die Abschaffung des Zölibats, die Zulassung Geschiedener zu den Sakra-menten bis zur Priesterweihe von Frauen.

Ein Blick auf die Tschechoslowakische Kirche zeigt eine ähnliche Entwicklung.

Rudolf Grulich

Die größte Gebetbuchdruckerei der Welt

„Das an der alten deutsch-tschechischen Sprachgrenze gelegene und 1263 erstmals urkundlich erwähnte Winterberg im Böhmerwald ist zweimal durch Buchdruckerzeugnisse bekannt geworden: Im Jahre 1484 wurde hier das erste Buch gedruckt, drei Jahre, bevor in der Hauptstadt Prag 1487 die erste Druckerei entstand. Die zweite Sternstunde der Buchdruckerkunst in Winterberg, die den kleinen Ort in aller Welt bekannt machen sollte, schlug vor 160 Jahren, als Johann Steinbrener 1855 im Hause seiner Eltern in Winterberg eine Buchbinderwerkstatt eröffnete, an die auch ein Buchladen ange-schlossen war“. So begann Professor Rudolf Grulich seine Ausführungen, als er in Ockstadt eine Reihe Gebetbücher aus der Sammlung des Institutes für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien vorstellte. Steinbrener begann damals klein, er kaufte so genannte „Buchkerne“, d. h. Rohexemplare von Büchern, die er dann selbst mit kunstvollen Einbänden versah und auf Wallfahrten, Märkten und Festen in der Umgebung selber verkaufte. Später konnte Johann Steinbrener eine eigene Druckerei erwerben, Gesellen einstellen und

einen Verlag gründen. In wenigen Jahren erlebte seine Firma mit Verlag, Druckerei und Buchbinderei einen steilen Aufschwung. Es waren vor allem Gebetbücher und Kalender, die Steinbreiners Namen und den der Stadt Winterberg in allen Teilen der Welt zu einem Begriff werden ließen.

Einige Zahlen die Grulich vorstellte, verdeutlichen, welchen Aufschwung das Unternehmen bereits zu Lebzeiten des Gründers nahm: Während im Jahre 1865 der erste Geselle und bis 1869 drei weitere Gehilfen eingestellt wurden, waren 1890 fast 400 Menschen beschäftigt. Bei der Verlagsgründung 1870 wurde in *einer* Sprache, 1880 in drei Sprachen (deutsch, tschechisch und slowakisch) gedruckt, 1890 bereits in sechs Sprachen mit 320 Titeln und zur Jahrhundertwende in elf Sprachen und 490 Verlagswerken. Entsprechend angestiegen war auch die Zahl der Druckmaschinen und Schnellpressen. Schon 1873 konnte Johann Steinbrener seine Druckerzeugnisse auf der Wiener Weltausstellung präsentieren und Auszeichnungen erhalten. Im Jahre 1877 errichtete er seine erste Niederlage in Wien, der weitere in Budapest und New York folgten.

Als Johann Steinbrener am 6. Mai 1909 im Alter von fast 74 Jahren starb, war er Ehrenbürger seiner Heimatstadt. Papst Leo XIII. hatte ihm 1889 das Ritterkreuz des St.-Silvester-Ordens verliehen. Von Kaiser Franz Joseph I. hatte Steinbrener 1905 das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens erhalten. Da der Kaiser in jenem Jahre 1905 nach einem großen Brand persönlich in Winterberg weilte, sollte Johann Steinbrener auch geadelt werden. Er selbst aber lehnte eine solche Auszeichnung ab, da er aus einfachen Verhältnissen stammend zeitlebens ein einfacher und bescheidener Mann geblieben war.

Im Jahre 1905 waren die beiden Söhne Johannes (1863-1929) und Rupert (1866-1940) vom Vater als Teilhaber in die Firma aufgenommen worden. Nach dem Tode des Vaters 1909 kam es zur Arbeitsteilung, wobei Johannes den technischen Betrieb und den Export übernahm, während sich Rupert ganz dem Kalenderverlag widmete. Es gelang beiden, nach der Auflösung der Donaumonarchie in der neuen Tschechoslowakischen Republik das Unternehmen auf seiner Höhe zu halten und bald mit den neuen Teilhabern der dritten Generation durch die schweren Jahre der Weltwirtschaftskrise zu führen. Das war vor allem in den Jahren nach 1918 nicht leicht, da die neuen Grenzen den alten Absatzmarkt im Gebiet Österreich-Ungarns mit seinem einheitlichen Wirtschaftsgebiet vom Bodensee bis Lemberg und von Prag bis Kotor zunächst sehr erschwerten. Vor allem die Kalenderproduktion, die stark auf die Habsburger-Monarchie ausgerichtet war, musste umstrukturiert werden. Dies geschah durch den „Großen Haus- und Familienkalender“ in englischer Sprache, der bei den Kindern der Auswanderer in Nordamerika sehr beliebt war. Diese

Zeit wurde von den Teilhabern der dritten Generation gestaltet, Hans Thomas Steinbrener und seinem Vetter Dr. Rupert Steinbrener, unter denen auch das Geschäft mit Gebetbüchern in spanischer und portugiesischer Sprache nach Lateinamerika einen großen Aufschwung nahm. Am Vorabend des Anschlusses des Sudetengebietes an das Deutsche Reich stand die wirtschaftliche Entwicklung der Firma auf ihrem Kulminationspunkt.

Auch unter den Gesellschaftern der dritten Generation kam die soziale Seite nicht zu kurz. Neben den schon bestehenden caritativen Einrichtungen entstanden 1928 ein Erholungs- und Exerzitienhaus „St. Raphael“, 1929 ein Schriftsteller- und Künstlerheim „Abendfrieden“, das der geistigen Weiterbildung der Mitarbeiter diente. 1930 kam ein neues Volksbad in Winterberg dazu. Durch die Firma Steinbrener entwickelte sich Winterberg, das 1855 bei 1800 Einwohnern nur eine Glasfabrik hatte, zu einem der regsamsten Orte des Böhmerwaldes, der im Gegensatz zum übrigen deutschen Gebiet Südböhmens auch in den harten Jahren der Weltwirtschaftskrise viel bessere Beschäftigungszahlen hatte.

Im Jahre 1929 hatte die Firma in Europa 22 Niederlassungen, in Nord- und Südamerika sieben, in Asien drei und je eine in Afrika und Australien. Die Zahl der Angestellten betrug damals rund 1000. Die Zahl der Verlagswerke hatte bereits 1920 über 700 in 19 Sprachen erreicht und stieg bis 1930 auf 1060 in 23 Sprachen. Die Gesamtauflage hatte 1930 bereits über 100 Millionen Gebetbücher erreicht. Der Absatz verteilte sich 1930 so, dass über die Hälfte der Druckerzeugnisse nach Amerika, und zwar 30 % des Gesamtabsatzes in die USA, 23 % nach Lateinamerika und 1 % nach Kanada gingen. In Europa lagen die Tschechoslowakei mit 12 %, Österreich mit 7,5 %, Deutschland mit 6 % und Ungarn mit 5 % an der Spitze, gefolgt von Spanien (4 %), Polen (4 %), Jugoslawien (2 %), England, Italien, Rumänien und Litauen. 1930 konnte das 75-jährige Bestehen der Verlagsanstalt in Winterberg gefeiert werden. Bei der Festakademie wurde ein eigenes Festspiel über *Johann Steinbrener, seine Werke in aller Welt* von Franz Eduard Hrabě aufgeführt. Die 17 mitwirkenden Personen kamen aus aller Welt, darunter auch ein Malaie, eine portugiesische Farmerstochter aus Brasilien, ein Indianer vom Stamme der Aymara und ein Schwarzer vom Oberen Sudan.

Als 1938 Winterberg an das Deutsche Reich angeschlossen wurde, kam mit den Nationalsozialisten das Ende. Durch das Machtmittel der Papierzuteilung wurde bald Einfluss auf die Verbreitung der Verlagswerke genommen. Seit 1941 erhielt die Firma Steinbrener überhaupt nur noch Papier für diejenigen deutschen Kalender, die in die Slowakei und nach Ungarn gingen. 1942 beschlagnahmte die Gestapo die in Winterberg lagernden polnischen Kalender, ein Jahr darauf setzte

hergestellte Faksimiles. Schwerpunkte sind die Buchbinderei und der Druck von Gesang- und Gebetbüchern. Die Kalenderproduktion dagegen wurde eingestellt.

Im Jahre 1992 wurde in Winterberg am Geburts- und Sterbehaus von Johann Steinbrenner eine bronzene Gedenktafel erneuert. Auf ihr wird Johann Steinbrenner als „größter Sohn der Stadt und Ehrenbürger“ bezeichnet und seine Verdienste in deutscher und tschechischer Sprache gewürdigt.

Fremdsprachige Seelsorge in Deutschland

Schon vor dem Ersten Weltkrieg gab es neben der Seelsorge für die nationalen Minderheiten im Deutschen Reich auch die Betreuung ausländischer Katholiken in Deutschland. Zu den nichtdeutschen Minderheiten, die im Gegensatz zu den protestantischen Dänen in Schleswig katholisch waren, gehörten die vielen Polen in Preußen, und zwar in Posen, Ost- und Westpreußen und Oberschlesien. Katholisch waren auch die Tschechen im Hultschiner Ländchen, die Sorben bei Bautzen in der Oberlausitz und die Wallonen bei Malmédy, das durch den Vertrag von Versailles mit Eupen an Belgien abgetreten werden musste wie Hultschin an die Tschechoslowakei.

Schon im 19. Jahrhundert sorgte das Bistum Breslau für Seelsorge an Polen, die als Erntearbeiter in weiten Teilen Preußens tätig waren und den polnischen Bergleuten im Ruhrgebiet. Zwischen beiden Weltkriegen gab es bereits erste Slowenen auch im deutschen Bergbau. Die Fremdarbeiter im Zweiten Weltkrieg, dazu Verschleppte und Flüchtlinge nach dem Krieg aber ließen die Ströme fremder Menschen gewaltig anschwellen. Viele Angehörige östlicher Völker traten als Wachmannschaften in amerikanische Dienste und wanderten später aus. Viele aber blieben in Deutschland, mit ihnen auch Priester.

Sie trafen sich regelmäßig in Königstein, wo ihre Oberseelsorger nicht nur an den *Internationalen Kongressen Kirche in Not* teilnahmen, sondern auch Tagungen abhielten, zu denen Prälat Professor Adolf Kindermann als Hausvater der Königsteiner Anstalten einlud, die damals als Vaterhaus der Vertriebenen bekannt waren. Neben den ersten Gastarbeitern aus Italien, später auch aus Spanien und Portugal gab es noch 1955, also zehn Jahre nach dem Krieg, immer noch 100 000 Katholiken aus den Reihen „der Fremdvölker“, wie während des Krieges die nichtdeutschen Zwangsarbeiter und Flüchtlinge aus dem Osten genannt wurden. Seit dem Krieg wurden sie Displaced Persons genannt, kurz als DPs bezeichnet. Das Wort soll auf den amerikanischen Soziologen Eugene M. Kulischer zurückgehen, dessen wichtigste Werke *Die Verdrängung der Bevölkerung*

in Europa (Montreal 1943) und *Europa im Aufbruch* (New York 1948) waren. Kulischer erinnerte seine Leser daran, dass im Jahre 900 n. Chr. in Berlin keine Deutschen waren und in Moskau keine Russen. Budapest hatte keine Ungarn und Madrid war eine maurische Siedlung, in Konstantinopel gab es keine Türken usw.

Neben dem Priesterreferat und dem Albertus-Magnus-Kolleg hatte sich auch die Ackermann-Gemeinde früh für diese DPs eingesetzt und für die Priester unter ihnen Hilfe organisiert. Die Sudetendeutschen hatten bereits vor und im Krieg enge Kontakte, nicht nur mit den Nachbarvölkern der Tschechen und Slowaken, sondern auch mit ruthenischen bzw. ukrainischen Studenten, die in der Zwischenkriegszeit an der Theologischen Fakultät in Olmütz studierten. Damals gehörte noch die Karpatenukraine zur Tschechoslowakei. Während des Zweiten Weltkrieges hatte Professor Kindermann als Rektor des Deutschen Priesterseminars in Prag auch ukrainische und litauische Studenten aufgenommen, mit denen er nach der Vertreibung weiterhin Kontakte in Rom und anderen Ländern unterhielt.

Schon bald nach dem Aufbau der Königsteiner Anstalten lud Prälat Kindermann auch Seelsorger östlicher Volksgruppen nach Königstein ein. Bei einer Tagung 1955 waren in Königstein die Oberseelsorger der Tschechen, Litauer, Ungarn, Slowaken, Kroaten, Letten, Polen, Rumänen und Ukrainer vertreten, die Berichte über den Stand dieser Exilgruppen vorlegten. Es gab aus ihren Reihen 140 Priester, darunter 40 Polen, je 24 Litauer und Ungarn, von denen einige ganz freigestellt waren für die Seelsorge in ihrer Volksgruppe, während die meisten auch in deutschen Pfarreien wirkten. Für die Polen bestand damals ein eigenes Priesterseminar in Paris, von dessen 51 Priesterstudenten 38 aus Deutschland stammten. Die Litauer und Letten hatten eigene Gymnasien in Hüttenfeld und Münster. Auch für Rumänen und Ukrainer gab es Auslandsseminare in Spanien und Frankreich.

1955 nahm auch Pater Werenfried van Straaten an der Tagung in Königstein teil, denn die von ihm 1947 ins Leben gerufene Ostpriesterhilfe hatte sich nach der Hilfe für die ostdeutschen Heimatvertriebenen bald auch der osteuropäischen Flüchtlinge angenommen. Für konkrete Unterstützung dieser Menschen hatte er gesammelt. Davon wurden auch religiöse Zeitschriften und Bücher in den jeweiligen Sprachen finanziert, denn Pater Werenfried wusste, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Alle anwesenden Priester dankten Pater Werenfried in Königstein, dass der *Kongress Kirche in Not* den einzelnen Völkern wie Tschechen, Slowaken, Kroaten, Litauer usw. gerecht wurde und ihre religiöse Situation behandelte.

Der Kongress sah von Anfang an die Teilnehmer nicht etatistisch, sondern als Nationen und Volksgruppen und folgte nicht der Ideologie der Machthaber der künstlichen Staaten: Tschechoslowakei,

Jugoslawien, Sowjetunion. Pater Werenfried wusste: Nur der Glaube und das Christentum können zur Versöhnung beitragen.

Pater Werenfried bezog in seine Hilfe auch die etwa 50 000 östlichen Katholiken in Österreich ein und ihre geflohenen Priester. Mit Prälat Kindermann lud er diese Priester zu Exerzitien und Seminaren ein, die auch im Haus St. Johann des Sudetendeutschen Priesterwerkes stattfanden. Eine Grundlage für die Weiterbildung waren immer die Aussagen der Apostolischen Konstitution Papst Pius XII. „Exsul familia“, sie ist heute fast vergessen, stellte aber eine wahre Magna Charta der Flüchtlings- und Vertriebenen-seelsorge dar.

In dieser Apostolischen Konstitution behandelte Papst Pius XII. neben der Situation von Auswanderern und Wirtschaftsmigranten auch ausdrücklich die Lage von Flüchtlingen, die wegen Bedrohung an Leib und Leben ihre Heimat verlassen müssen (profugi); er spricht über Vertriebene und Ausgewiesene (expulsi), gewaltsam Verschleppte (deportati) und zwangsweise Umgesiedelte. Nach ihren eigenen Worten veranlasst durch die leidvollen Tragödien, mit denen die massenhafte Flucht, Vertreibung und Heimatlosigkeit in der neuesten Zeit belastet sind.

Die wesentlichen Tatsachen werden im geschichtlichen Teil dieses Schreibens aufgezeigt. Der Papst erinnert darin an die Tätigkeit der Kirche im Dienste der Vertriebenen und nennt die heilige Familie wegen ihrer Flucht nach Ägypten „Gleichnis, Vorbild und Schutz für jede Art von Emigranten, in der Ferne Lebenden und Flüchtlingen“. Er weiß, dass Krieg, Revolution, Hunger und Verfolgung wegen Religion, Rasse oder politischer Überzeugung das Heer der Vertriebenen, Flüchtlinge, Emigranten, Evakuierten und Entwurzelten verursacht haben.

Diese Aussagen wurden von Pater Werenfried und Prälat Kindermann immer hervorgehoben. Sie wollten im Geiste des Heiligen Vaters wirken und betonten, dass Papst Pius XII. auch praktisch gehandelt habe, indem die päpstlichen Hilfswerke versuchten, die Not als Folge des Krieges und der Vertreibung zu lindern. Auf seine Initiative hin erfolgte die Einrichtung der Vatikanischen Forschungsstelle für Kriegsgefangene und wurden konkrete Hilfsaktionen für die hungernden Vertriebenen ins Leben gerufen, die dann von der Ostpriesterhilfe weitergeführt wurden, das heute weltweit tätige Hilfswerk *Kirche in Not*.

Aus Dankbarkeit gegenüber dem Papst organisierte das Königsteiner Vaterhaus der Vertriebenen 1962 zum 10. Jahrestag von „Exsul familia“ eine Wallfahrt der deutschen Vertriebenen nach Rom und veranstaltete eine Studientagung mit den Oberseelsorgern in St. Johann, bei der über die Bedeutung und praktische



Der ukrainisch-katholische Bischof Plato Kornyliak mit Pater Ljubomyr Husar und Pfarrer Dr. Kunibert Schröter. Bischof Plato war Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Pater Husar war später Großerbischof von Lemberg und Kardinal. Dr. Schröter lehrte Ostkirchenkunde an der Hochschule in Königstein.

Umsetzung von „Exsul familia“ referiert und beraten wurde und für den nächsten Kongress *Kirche in Not* die Weichen gestellt wurden.

Wie sehr „Königstein“ diese Aufgabe ernst nahm, zeigt auch die Gründung der Ostakademie, deren Direktor Professor Dr. Paul Hadrossek die Ostkunde in der Schüler- und Erwachsenenbildung propagierte. Auch die Ostdeutschen Theologentagungen in Königstein und Brannenburg wurden bald zu internationalen Theologentagungen, da auch Priesterstudenten aus ganz Europa eingeladen wurden und Prälat Kindermann dabei auch immer Stipendien für Studenten aus den östlichen Völkern vergab, von denen manche in Königstein studierten, wie der spätere Leiter der weißrussischen Abteilung bei Radio Vatikan, Robert Tamuschanski, der in der Königsteiner Kollegskirche zum Priester geweiht wurde. Als 1959 die katholischen Ukrainer in Deutschland einen eigenen Exarchen erhielten, weilte Bischof Plato Kornyliak oft in Königstein. Auch der lettische Exilbischof Boleslaus Sloskans kam aus Löwen fast jedes Jahr nach Königstein und eröffnete als ein Zeuge der Verfolgten Kirche die Internationalen Kongresse. Regelmäßiger Gast in Königstein war auch Pater Ljubomyr Husar, der nach der Wende mit seinem ukrainischen Großerbischof von Rom nach Lemberg ging und als sein Nachfolger den Sitz der ukrainisch-katholischen Kirchenleitung von Lemberg nach Kiew verlegte und 2017 als Kardinal starb.

Rudolf Grulich

Böhmische Musikanten in Südamerika

Die Jesuitenmusik in Paraguay wird wiederentdeckt.

In Paraguay ist es in den letzten Jahren zu einer Wiederentdeckung der Jesuitenmusik in den ehemaligen Reduktionen gekommen, wie das Missionsmagazin *Weltweit* der deutschen Jesuiten berichtet. Im sogenannten *Jesuitenstaat von Paraguay* hatten die Patres der Gesellschaft Jesu seit dem 17. Jahrhundert die Indianer sesshaft gemacht und über 100 christliche Siedlungen, die Reduktionen, angelegt. Dieses Werk ist auch als „Heiliges Experiment“ gerühmt worden, wurde aber 1769 vernichtet, als der spanische König die Jesuiten vertrieb. Unter den vertriebenen Patres waren auch Sudetendeutsche, die mit ihren Mitbrüdern im Kerker von Puerto Santa Maria jahrelang schmachteten, zum Teil auch starben, ehe Überlebende auf Initiative von Maria Theresia in die Heimat entlassen wurden.

Die Missionare hatten früh entdeckt, dass die Musik auf die Indios eine große Faszination ausübte. Deshalb benutzten sie die Musik, um die Indianer für das Christentum zu gewinnen. So schreibt ein lateinamerikanischer zeitgenössischer Ordenshistoriker:

„Der erste, der Musikunterricht erteilte, war ein deutscher Pater, der kaiserlicher Hofmusiker gewesen war. Später kamen verschiedene, recht gewandte Leute dazu, die noch jetzt tätig sind. In allen Dörfern gibt es 39 oder 40 Musiker. Sie benützen Instrumente aller Art, Orgel, Fagott, Hörner, Schalmei, Spinett, Leier, Harfe, Violine und Viola, zu einigen Tänzen auch Gitarre, Zither und Mandoline. Ich habe ganz Spanien durchquert, aber ich habe in wenigen Kirchen bessere Musik gehört. Trotz ihrer Fertigkeit und trotz der Tatsache, dass es in jedem Dorf ein oder zwei Musiklehrer gibt, fand ich nie einen Lehrer, der auch nur ein paar Zeilen komponieren konnte, genau so wenig, wie es einen Indio gibt, der eine Kopie machen könnte, weder in seiner Sprache noch so, wie es die Blinden in Spanien machen.“

Auch einige Jesuiten aus der Ordensprovinz Böhmen, wo im 17. und 18. Jahrhundert die Musiker in Europa hohen Ruf genossen, sind unter den Musikern in diesen Missionsgebieten zu finden. Einer der bekanntesten ist der schlesische Pater Florian Pauke, der selbst Messen und Vespers komponierte und ein eigenes Jugendorchester samt Chor in der Reduktion führte: „In drey Jahren hatte ich in meiner Kirche schon Music. Im vierten Jahr wurde ich schon mit meinen 20 Knaben nach der Stadt Santa Fé eingeladen, allwo ich mit meinen Indianern die ersten Vespers und den anderen Tag am Fest des Heiligen Ignatij auch das Hohe Amt absingen musste.“ Pater Pauke war nicht nur Musiker und Komponist, sondern baute auch selbst Orgeln mit fünf Registern, für die ihm die Stadt Santa Fé 800 harte Taler anbot.

Auch Paukes Mitbruder, Pater Johann Josef Mesner aus Aussig, hat sich um die Musikkultur am Rio Plata verdient gemacht. Zusammen mit dem Schweizer Jesuiten Martin Schmid wird er von dem Historiker José Peramas genannt. „Als großer Musikexperte vervielfältigte er eigenhändig alle Kompositionen seines Gefährten Pater Martin Schmid, sowie alle übrigen Musikstücke mit einer solchen Ausdauer, dass niemand verstand, woher er die Zeit für all das Schreiben nahm. Außerdem unterrichtete er die Musiker verschiedener Dörfer und wenn weder er noch Pater Martin in die tiefsten Dörfer gehen konnten, ließ er die Musiker in sein eigenes Dorf kommen, um sie zu unterrichten. So brachte er die Chiquito-Musiker zu einer Perfektion, dass nicht einmal das feinste Ohr eines Europäers einen Fehler hätte entdecken können.“ Mesner ist 1703 geboren und war 1733 nach Paraguay geschickt worden, seit 1736 war er bei den Chiquitos tätig. Er starb 1768 bei der Deportation. Der Schweizer Felix Plattner hat Martin Schmid's Briefe herausgegeben, in denen Pater Mesner oft erwähnt ist.

Wie Paucke verstand sich auch Mesner auf die Herstellung von Musikinstrumenten und baute Geigen, Harfen und Flöten. „Von überall schickten ihm die Missionare Schüler, die er zu Chorleitern und Organisten ausbildete.“ Auch von Pater Franz Borinie aus Böhmen wird berichtet, dass er den Indianern die Musik lehrte, ebenso von Wenzel Breuer aus Aicha. Das gilt auch von den Reduktionen bzw. Pueblos in Mexiko, vor allem in Kalifornien. Johann Jakob Baegert berichtet in seinem Werk über die Halbinsel, dass Pater Xaver Bischof aus der Grafschaft Glatz die Kirchenmusik in Kalifornien eingeführt habe.

Ein Musikwissenschaftler in Asunción, der Komponist und Dirigent Maestro Szarán hat seit den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts alte Archive und ehemalige Reduktionen in Paraguay durchsucht und immer wieder Bündel von Noten aus der Jesuitenzeit gefunden. So konnte er alte Musikwerke wieder neu herausgeben, verschiedene Bücher und Partituren veröffentlichen, einige CDs aufnehmen und Konzerte mit dieser alten Musik in verschiedenen Ländern geben: „Wenn mich etwas zutiefst beeindruckt hat in diesen Jahren, dann war es das große Erbe der Jesuiten in dieser Region“ schreibt er dazu. „Mehr als 150 Jahre bestanden die berühmten Reduktionen und ihr Einfluß hat die Kulturen oder Missionsdörfer zutiefst geprägt: Das Überleben der Guarani-Sprache, der Stil eines solidarischen Lebens — den man hier in einer Weise lebt, wie sonst nirgendwo auf der Welt — und vor allem die Entwicklung einer musikalischen Intelligenz. Auch die tiefe Musikalität der Menschen.“

Um die musikalische Begabung dieser Menschen zu fördern, gründete er ein Projekt *Sonidos de la tierra* (Klänge der Erde), das jungen musikalischen Talenten eine solide Ausbildung geben will. Unter-



Pater Neubert schickte uns dieses Bild mit jungen Musikanten der Pfarrei Urubichá in Bolivien

stützt von der Missionsprokur der Jesuiten in Nürnberg ermöglichte es Maestro Szarán, dass junge Indios Stipendien erhielten und ihre musikalischen Talente entfalten konnten.

Auf einer Tagung des Sudetendeutschen Priesterwerks in Königstein, in regelmäßigen Briefen in die Heimat und in seiner Autobiografie *Ein Leben in Dankbarkeit* berichtet auch Pater Walter Neuwirth OFM über die musikalische Kultur in Bolivien. Pater Walter wurde 1939 in Wihorschen geboren, 1964 als Franziskaner in München zum Priester geweiht und arbeitete dann in der Mission. Zunächst in San Javier in Bolivien und später im Guarayodorf Urubichá. 2014 feierte er sein Goldenes Priesterjubiläum, zu dem der Franziskaner-Missions-Verein in München die erwähnte Autobiografie herausgab. Der Pater hat in kirchlicher und politischer Hinsicht viel geschaffen und auch die Kinderbibel von *Kirche in Not* in der Guarayosprache initiiert. Sein Mitbruder Martin Sappl schreibt über ihn: „Im Laufe der Jahre hat er die Kultur der Guarayoindianer immer besser kennen und schätzen gelernt und war erstaunt über die Werte und Talente, die er in ihr vorfand. So hatte er das Geschick, ihre Begabung für die Musik zu fördern, sodass ein Chor und ein Orchester in der Gemeinde gegründet wurden.“

Rudolf Grulich

Ein Deutschböhme als Historiker und Archäologe Bosniens

Zum 75. Todestag von Carl Patsch

Sarajevo, die Hauptstadt der jungen Republik Bosnien-Herzegowina, ist bis heute trotz der Zerstörungen durch den Angriffskrieg der serbischen Armee seit 1991 von den 40 Jahren geprägt, als Österreich-Ungarn von 1878 bis 1908 Bosnien-Herzegowina verwaltete und 1908 annektierte. Auch Beamte und Lehrer, Schriftsteller und Wissenschaftler aus den böhmischen Ländern waren dort tätig. Ivan Merz, der 2003 vom polnischen Papst in Banja Luka seliggesprochene erste bosnische Laie, der die Ehre der Altäre erreichte, hieß eigentlich Hans und hatte einen Vater aus dem Egerland. Die südmährische Dichterin Ilse Ringler-Kellner verbrachte ihre Kindheit in Sarajevo; der in Olmütz auf dem Heiligen Berg 1981 verstorbene Übersetzer Otto F. Babler war in Bosnien 1901 geboren.

Auch der österreichische Archäologe und Historiker Carl Patsch kam aus Böhmen. Er wurde 1865 als Sohn eines deutschböhmischen Gutsverwalters in tschechischer Umgebung in Kovač geboren, wuchs zweisprachig auf und lernte außer Tschechisch auch Polnisch und Russisch, als der Vater nach Wolhynien übersiedelte. Der junge Carl studierte in Prag Geschichte und Geographie und promovierte 1889. Als er 1893 als Gymnasiallehrer nach Sarajevo ging, betrieb er auf vielen Fahrten durch Bosnien archäologische Forschungen, die großes Aufsehen erregten, wie zum Beispiel die Entdeckung eines Tempels für einen Quellgott Bindus, der von den Illyrern bei Bihać verehrt worden war. 1898 wurde Patsch zum Kustos des neuen erst 1888 gegründeten bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums in Sarajevo ernannt, sodass er sich ganz auf die Erforschung des Landes konzentrieren konnte. Seine Forschungsarbeiten veröffentlichte er in der kroatischen Zeitschrift des Museums und in Wien in den *Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina*. Er schrieb für die *Balkankommission der Wiener Akademie der Wissenschaften* über die „Lika in römischer Zeit“, über den Sandschak von Berat in Albanien, zur Topographie von Naronä und andere Gebiete. 1904 gründete er das „Bosnisch-herzegowinische Institut für Balkanforschung“ und die Buchreihe *Zur Kunde der Balkanhalbinsel*. 1911 erschien sein Werk *Bosnien und die Herzegowina in römischer Zeit*.

Das Ende des Ersten Weltkrieges und der Anschluss Bosniens an das neue „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“, das spätere Jugoslawien, beendete seine Tätigkeit in Bosnien. Nach Österreich zurückgekehrt arbeitete Patsch in Wien am „Forschungsinstitut für

Osten und Orient“ und seit 1921 als Professor an der Universität Wien im Institut für Balkankunde. Seine „Historischen Wanderungen im Karst und an der Adria“ zeigen seine Verknüpfung von Theorie und Praxis. Die Regierung Albaniens lud ihn ein, in der Hauptstadt Tirana ein Museum einzurichten. Seine „Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa“ gelten als sein Meisterwerk. Als er 1934 in den Ruhestand trat, arbeitete er publizistisch weiter und wertete seine Reisen aus. Patsch starb am 21. Februar 1945 bei einem Luftangriff auf Wien.

Rudolf Grulich

Tage der offenen Tür

Zu einem regen Informationsaustausch entwickeln sich immer mehr unsere Tage der offenen Tür, bei denen auch Gäste von weither kommen. Im Januar sprach Professor Grulich über das Thema *Von den Rucksackpriestern zu den Kapellenwagen*.

Wer weiß heute noch, was ein Rucksackpriester oder ein Kapellenwagen war? Als nach dem Zweiten Weltkrieg, nach der Konferenz von Potsdam, mehr als 12 Millionen Deutsche aus dem Gebiet jenseits von Oder und Neiße, aus Polen, der Tschechoslowakei, aus Ungarn und Jugoslawien in das zerstörte Deutschland vertrieben wurden, änderte sich auch die konfessionelle Struktur Hessens. Allein aus dem Sudetenland, also aus Böhmen und Mähren kamen mehr als 400 000 Deutsche nach Hessen, und zwar 394 Züge mit je 40 Viehwaggons mit jeweils 30 Personen. Als Gepäck waren nur 30 Kilo erlaubt. Die Sudetendeutschen waren zu 90 % katholisch und kamen in Oberhessen mehrheitlich in Städte und Dörfer, die seit der Reformation evangelisch waren. Die katholischen vertriebenen Priester nannte man Rucksackpriester. Sie besuchten in den Ortschaften ihre ehemaligen Pfarrkinder und hatten nur Kelch und Messbuch im Rucksack, um dort meist in evangelischen Kirchen, Schulen und Gasthäusern Gottesdienst zu feiern.

In der ganzen Wetterau gab es nur wenige katholische Orte wie z.B. Ockstadt, Ilbenstadt oder Oppershofen. Erst nach der Währungsreform wurden auch erste Kirchen gebaut und entstanden neue Gemeinden, die Lokalkaplaneien genannt und erst später Pfarreien wurden. Da die Zahl der Katholiken in vielen Orten zu klein war, um eine Kirche zu bauen, wurden große Lastwagen zu Kapellenwagen umgebaut. So kam die Kirche ins Dorf. Jeweils eine Woche blieben diese Kapellenwagen am jeweiligen Ort als Ersatz für eine Kirche.

Grulichs Ausführungen, die von Bildern umrahmt waren, wurden von den Zuhörern mit erlebten Beispielen ergänzt, denn manche

der Älteren kannten die Kapellenwagen noch aus eigener Anschauung.

Im Februar war Herr Albrecht Pacht zu Gast, der sein Geschichtsstudium in Gießen mit einer Arbeit über die Kirche im Sudetenland nach dem Münchner Abkommen abgeschlossen hatte.

Er referierte über die Bemühungen des Vatikans, die Seelsorge zu gewährleisten, als alle Bistümer in Böhmen,

Mähren und Schlesien durch die neuen Grenzen geteilt wurden und nur die Bischofsstadt Leitmeritz im Deutschen Reich lag, während in allen anderen Diözesen die Bistumsverwaltung im Ausland lag. Für Prag, Königgrätz, Olmütz und Brünn wurden deutsche Generalvikare in Schlackenwerth, Trautenau, Branitz und Nikolsburg eingesetzt, in der Diözese Budweis erlaubte die Berliner Regierung kein Generalvikariat in Hohenfurth, sodass die Nachbardiözesen Regensburg, Passau, Linz und St. Pölten Priester bereitstellten.

Für die Priesterausbildung eröffnete Prälat Adolf Kindermann ein Deutsches Priesterseminar in Prag; die Theologen in Mähren und Schlesien konnten in Weidenau studieren.

Pacht würdigte auch den Mut der Priester und Gläubigen, die der Kirche trotz der Nazi-Diktatur treu blieben. Auch bei diesem Termin entwickelte sich eine rege Diskussion.



Vorschau auf das zweite Quartal

Am **25. April 2020** kommt wieder Herr Albrecht Pacht und zeigt uns Bilder von seiner Radtour: „Von Wien nach Mähren, Schlesien und Böhmen“.

Im Sommer wollen wir am **6. Juni 2020** unsere Bibliothek vorstellen und einige alte Kostbarkeiten aus unserem Archiv. Danach werden wir mit Interessierten über die weitere Planung des Instituts sprechen und am Speckpater-Platz und im Garten den Tag bei Kaffee und Kuchen ausklingen lassen.

Beginn jeweils um **14.00 Uhr**
im Haus Königstein, Alte Burgstraße 4 in Friedberg-Ockstadt.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch im Haus Königstein !



Bilder : Frau Erika Quaiser

Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda**“. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten. EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „**Dort auch bist ja Du mir nahe**“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod**“. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodramfassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche. „**Wohin soll ich mich wenden?**“ **Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**. 2017, 192 Seiten. EUR 9,80.